



«Ich bin froh, gehen zu können» Kathryn Schneider, 63, daheim in ihrem Bett.

Links: «Ich hatte ein gutes Leben» Kathryn Schneider in der Küche ihrer Wohnung im Kleinbasel.



«Der Tod wurde mein Freund»

Sie hat Knochenmarkkrebs im letzten Stadium. Die Basler Ärztin **KATHRYN SCHNEIDER** hofft auf einen «guten Tod». Gibt es den?

TEXT **THOMAS KUTSCHERA**
FOTOS **KURT REICHENBACH**

Ein Lachen huscht über ihr Gesicht, Kathryn Schneider deutet auf den grossen gelben Stofflöwen neben sich – ein Geschenk ihres Bruders. «Der Löwe erinnerte mich daran, zu kämpfen. Jetzt kämpfe ich nicht mehr.» Die 63-Jährige hat Knochenmarkkrebs im letzten Stadium. Sie spürt, dass sie nicht mehr lange leben wird.

«Finden Sie die Vene?» Schneiders Stimme tönt rau und brüchig. Neben dem Bettrand sitzt Hans-Rudolf Stoll,

einen Beutel neben sich, «Thrombozyten» steht drauf. Der 63-jährige Pflegefachmann hat schon Tausende Krebspatienten betreut, viele in den Tod begleitet. An diesem Freitagnachmittag ist er für die Onko-Spitex Basel bei Kathryn Schneider-Gurewitsch. Sie ist zu schwach, um sich für die Transfusion noch ins Spital zu begeben. Die Blutplättchen bekommt sie nun daheim, «da, wo ich auch sterben möchte». Bis vor fünf Jahren hatte die Fachärztin für innere Medizin hier im Haus im Kleinbasel ihre Praxis für psychosomatische und psychosoziale Medizin.

«Gehts?», fragt Stoll, während er an ihrem rechten Arm einen Venenzugang legt und den Beutel mit den Blutplättchen anschliesst. Schneider nickt. Der Krebs hat ihre Knochen zerstört, die Chemotherapien haben das Knochenmark kaputtgemacht – dieses bildet keine Blutplättchen mehr, als Folge gerinnt das Blut nicht mehr. An vielen Körperstellen haben sich Blutergüsse gebildet, Mitte Oktober musste sie sich notfallmässig wegen einer Blutung zwischen Schädeldach und Hirn operieren lassen. Seither braucht Schneider täglich eine Blutplättchen-Transfusion. «Sonst käme

es wahrscheinlich zu einer weiteren Hirnblutung», sagt Stoll, «das ist nicht tödlich, aber mühsam.» Schneider ist Exit-Mitglied, sagt aber: «Diese Hilfe werde ich wahrscheinlich nicht mehr brauchen.» Stoll weiss aus Erfahrung: «Ein Infekt genügt.» – «Aus die Maus!»

Die Blutplättchen tropfen in den Schlauch, eine halbe Stunde dauert es, bis der Beutel leer ist. Zeit zum Erzählen. Schmerzen habe sie glücklicherweise keine, sagt Schneider. «Aber es ist alles nur noch anstrengend.» Die paar Treppen rauf in die Wohnung sind eine Tortur. «Ich bin so dankbar, dass ich für

die Transfusionen nicht mehr ins Spital muss!» Sie hustet. Ihr Blick schweift zum Fenster. Monate sei es her, sagt Stoll, seit er letztmals hier war. «Sie haben noch immer dieselbe positive Ausstrahlung.» – «Wirklich?»

Den Tag verbringt Schneider meist im Bett. Auf dem Nachttischchen liegt ein Buch von Yasmina Reza: «Glücklich die Glücklichen». Unzählige SMS und Mails bekomme sie. «Ich mag sie nicht mehr beantworten.» Die letzten Kapitel ihres fast fertig geschriebenen Buches über ihr Leben sollen andere vollenden. Der Titel des Buches: «Das gute Sterben».

Der Blutplättchen-Beutel ist leer.

Kathryn Schneider steht auf, geht langsam in die Küche. Pfleger Stoll setzt sich an den Tisch, bestellt telefonisch ein Rezept für ein morphinhaltiges Hustenmittel. Schneider: «Dieser trockene Reizhusten plagt mich Tag und Nacht.» Die Türe geht auf. Schneiders Ehemann schaut vorbei, die beiden umarmen sich, er wärmt sich einen Teller Kürbissuppe. Seine Frau nimmt neben ihm Platz, essen mag sie nicht. Seit ein paar Wochen hat sie keinen Appetit mehr, keinen Durst. «Das war eine der wenigen Freuden, die ich noch hatte.» Ihr Mann ist Augen- ▶



Ohne Geheimnisse Kathryn Schneider und Onko-Spitex-Mitarbeiter Hans-Rudolf Stoll. Die Blutplättchen-Transfusion läuft. Schneider: «Die Auseinandersetzung mit dem Sterben führt zu einem reicheren Leben und einem besseren Tod.»

► arzt, 58. Sanft legt er einen Arm um ihre Schulter, sagt: «Wir geniessen die gemeinsame Zeit! Man kann auch heiter gehen.» Schneider schaut ihren Gatten lange an: «Doch ein bisschen älter wollten wir schon noch werden zusammen, gell?» Ein Schmunzeln umspielt ihre Lippen. «Die Ärzte lagen falsch! Unsere Ehe ging nicht in die Brüche. Im Gegenteil!»

1983 hatten die beiden geheiratet. Fünf Jahre später, sie war 37, habe sie die erste Krebsdiagnose bekommen: Brustkrebs in der linken Brust. Als «radikaler Mensch» liess sie sich beide Brüste amputieren – sie rechnete damit, dass auch die rechte Brust befallen werden könnte. Im selben Alter war schon ihre sechs Jahre ältere Schwester an Brustkrebs erkrankt. «Ich ging davon aus, dass der Krebs genetisch bedingt ist.» Einen Brustaufbau lehnt sie ab.

Die Ärzte hätten sie als «Spinnerin» bezeichnet, erzählt Schneider weiter, sie lacht laut. Stoll schmunzelt. «Sie hatten Albträume wegen mir, konnten die Radikallösung nicht verstehen, prophe-

„Ich hoffe auf einen guten Tod, ohne Leiden“

KATHRYN SCHNEIDER

zeiten, meine Ehe gehe in die Brüche, wir bräuchten eine Paartherapie.» Fünf Jahre später kommt der gemeinsame Sohn zur Welt.

Ein Test bestätigt 2004: Schneider trägt das erbliche Brustkrebs-Gen BRCA1 in sich, das Risiko für Eierstockkrebs beträgt über 50 Prozent. Sie lässt sich die Eierstöcke entfernen. Bei der Gewebeprobe werden zwei Karzinome – bösartige Tumoren – festgestellt. «Die Chemo war fürchterlich! Ich hörte nach vier von sechs Zyklen auf.»

2009, nach einem Sturz aufs Gesäss, zeigen Untersuchungen: Ihre Knochen sind voller Löcher. Diagnose: multiples Myelom, unheilbarer Knochenmarkkrebs mit zusätzlicher Zerstörung der Knochen.

Eine Folge der vielen Chemotherapien, vermuten die Ärzte. Sie legen der Patientin hoch dosierte Chemotherapien und eine Stammzellen-Transplantation nahe.

Ihre Leidensbereitschaft habe an einem kleinen Ort Platz, sagt Schneider. Deshalb habe sie damals entschieden: Ich will eine sanfte Therapie, Lebensqualität ist mir wichtiger als ein paar Jahre hinausgezögertes Leben. Sie wollte zum Beispiel ihre Haare behalten. Stoll nickt: «Chapeau! Ein weiser Entscheid.» Die Frage nach dem Warum hat sich Schneider nie gestellt: «Sie lässt sich nicht beantworten. Es gibt keine Gerechtigkeit. Krebs hat keinen Sinn.»

Noch höchstens drei Jahre würde sie leben, schätzten die Ärzte damals. «Fünf sind es geworden», sagt Schneider. «Mein Körper ist ausgezehrt, wird immer schwächer. Ich bin ein Wrack.» Das Leben macht ihr seit ein paar Wochen nicht mehr viel Freude. «So ist es nicht mehr lebenswert.» Das sei kein Klagen! «Ich hatte ein reiches und erfülltes Leben. Dafür bin ich dankbar.»

Schneider nimmt die Hand seiner Gattin. Sie sagt: «Mein Mann und unser Sohn tragen alles mit, wir reden offen über die Situation, sie halten das aus. Es tut gut, zu spüren, dass ich ihnen keine Last bin.» Ihr Sohn, der an der Hochschule der Künste Bern studiert, sagt ihr oft: «Mama, du musst dir nicht Mühe geben, für uns am Leben zu bleiben.» Schneider: «Gelänge es, das Tabu zu brechen und frühzeitig über die letzten Dinge zu reden, ginge es den Sterbenden und ihren Nächsten in vielen Fällen besser.»

Sie habe abgeschlossen, sagt Kathryn Schneider. Was gesagt werden muss, ist gesagt. Alles ist geregelt, das Rechtliche, die Abdankungsfeier. In ihrer Patientenverfügung steht: keine lebensverlängernden medizinischen Massnahmen im todesnahen Zustand! «Das wollen auch viele andere Ärzte nicht, wenn es auf den Tod zugeht. Nur in «Emergency Room» kommen Menschen in meinem Alter nach einer Reanimation wieder lebendig aus dem Spital!»

Schneider nippt an einem Glas Wasser. Sie freut sich, wenn bestimmte Menschen nochmals zu Besuch kommen – «es ist ein Abschiednehmen». Schwieriger als für sie sei es für ihren Ehemann. «Ihm wird ein Teil seines Alltags fehlen.» Das Einzige, was sie vom Leben noch erhoffe, sei ein guter Tod, ohne Leiden. «Ich bin froh und beruhigt, wenn es vorbei ist.» Es sei keine Koketterie, wenn sie sage, sie möchte gehen. «Ich habe keine Angst. Der Tod wurde mein Freund.»

In den vergangenen Nächten hatte sie mehrmals denselben Traum. «Ich sah mich sterben.» Daheim, im Beisein von Mann und Sohn, in aller Ruhe, in Frieden. «Ich glitt problemlos in den Tod hinüber. Es war ein schönes Erlebnis.» Am Morgen beim Erwachen habe sie realisiert: «Was, ich bin noch immer da?»

Kathryn Schneider ist erschöpft. «Ich möchte ins Bett.» Beim Adieusagen unter der Tür kommt ihr der Sohn in den Sinn. «Er schaut oft tief in meine Augen. Wie ein Schwamm saugt er Erinnerungen auf.» ●

HANS-RUDOLF STOLL, PFLIEGEFACHMANN IN BASEL

«Denken Sie über eine Patientenverfügung nach!»



Erfahren Hans-Rudolf Stoll in der Klinik für Onkologie am Unispital Basel.

Er ist 63, verheiratet, hat drei erwachsene Kinder, wohnt in Zuzgen AG. Seit 1999 ist Hans-Rudolf Stoll Pflegeleiter der Klinik für Onkologie am Universitätsspital Basel; in den Pflegewissenschaften gilt er als Koryphäe. Daneben pflegt und berät er als Onko-Spitex-Mitarbeiter schwer kranke Krebspatienten in ihren eigenen vier Wänden. Er hat schon Tausende Krebspatienten betreut, viele in den letzten Stunden begleitet.

Herr Stoll, sogar in der Freizeit pflegen Sie Krebskranke.

Für mich gibt es nichts Lebendigeres als Patienten am Lebensende. Ich versuche, auch den Angehörigen Sicherheit und Orientierung in der von der heutigen Gesellschaft völlig entfremdeten Sterbesituation zu geben.

Hat für Sie dadurch der Tod seinen Schrecken verloren?

Das Leben hat seinen Schrecken verloren. Ohne Tod wäre mein Leben nicht denkbar.

Haben Sie keine schlaflosen Nächte?

Selten. Ich liebe meine Arbeit! Ich bin dann zufrieden, wenn ich den Patienten helfen kann, ihre Pläne zu verwirklichen.

Zum Beispiel?

Ein Mann mit Lungenkrebs im letzten Stadium erzählte mir seinen letzten Wunsch: noch einmal Forelle essen, in seiner Lieblingsbeiz im Schwarzwald. Ich rief dort an, der Wirt meinte, der See sei gefroren. Ich sagte: Kaufen Sie

die Forelle im Aldi! Drei Stunden später waren wir dort und assen Forellen. Der Mann schenkte allen Serviertöchtern ein Goldvreneli. Vier Tage später starb er.

Was tut Angehörigen gut?

Wenn man sie als Betroffene genauso wahrnimmt.

Welchen Wunsch äussern Schwerkranke am meisten?

Ohne Leiden gehen zu dürfen. Ich empfehle allen, über eine Patientenverfügung nachzudenken.

Was soll darin stehen?

Die Aussagen sollten so klar sein, dass der Arzt im Falle der Urteilsunfähigkeit zweifelsfrei weiss, was zu tun ist. Fürs Ausfüllen empfehle ich eine Beratung, zum Beispiel von einer Fachperson des Roten Kreuzes.

Was steht in Ihrer Verfügung?

Reanimation nein, künstliche Ernährung/ Flüssigkeit nein! Ich bin Mitglied bei der GGG Voluntas. In meinem Portemonnaie klebt gut sichtbar der Hinweis, dass ich eine Patientenverfügung habe und der Ausweis dafür weiter hinten zu finden ist.

Wie möchten Sie sterben?

Ich hatte ein fantastisches Leben! Ich bin nicht Exit-Mitglied, doch Selbsttötung ist für mich eine Option. Und zwar dann, wenn die Lebensqualität so abbricht, dass ich sagen muss, dieses Leben brauche ich nicht. Ich wünsche mir einen guten Tod – schnell und ohne Leiden.

Infos www.srk.ch; www.ggg-voluntas.ch